

A close-up photograph of an elderly person's hands, showing wrinkles and age spots, firmly gripping a black cane with a wooden handle. The person is wearing a light-colored jacket. The background is blurred, focusing attention on the hands and the cane.

Nebenan

Altwerden in Eichkamp. Nachbarn erzählen.

Herausgegeben von der Stiftung am Grunewald

Inhalt

- 4** Vorwort
- 7** Das Projekt „Wir eichkampern. Eine Geschichtswerkstatt der UHUs“
- 13** Elisabeth Schaffer
Eichkamp ist schön, ich liebe es
- 19** Wolfgang Haney
Ein Lebenskreis hat sich geschlossen
- 25** Peter-Carl Paul
Glück besteht nicht darin, zu tun, was man mag,
sondern zu mögen, was man tut
- 31** Krimhild Cronheim
Ich hatte eine unbändige Kraft und einen starken Willen
- 37** Dr. Werner Weiß
Eine „Wohnkarriere“ in Eichkamp
- 43** Helga Kopp
91 Jahre leben in Eichkamp
- 49** Wolfgang und Karin Hellwig
Wir haben das Beste draus gemacht
- 53** Anita Patzschke
Der Dreigenerationenhaushalt der Familie Patzschke/Richter
- 57** Das Werden eines „dörflichen“ Gemeinschaftslebens
am Rande mitten in Berlin

Vorwort

4 **Alternde Menschen sind wie Museen: Nicht auf die Fassade kommt es an, sondern auf die Schätze im Innern.**

Jeanne Moreau

Einen Blick in diese Schätze zu wagen, sie zu würdigen und in der Erinnerung zu behalten, ist Anliegen dieser Publikation. Alle, die an dem Projekt beteiligt sind, leben in Eichkamp, einer in den 20er Jahren entstandenen Siedlung: am Rande der Großstadt Berlin und doch mitten drin. Was zunächst als persönliches Treffen mit älteren Nachbarinnen und Nachbarn begann, durch den Ort „Haus Eichkamp“ öffentlich wurde und mit Erzählcafés sowie einer professionellen Moderation Strukturen und Richtung bekam, kann schlussendlich ein Modell sein, Erfahrungen als Schlüssel für das Zusammenleben über Familien und Freundeskreise hinaus erfahrbar zu machen – als soziales Gedächtnis der Siedlung Eichkamp.

Nachbarn, nicht professionelle Autoren, schreiben in dieser Publikation über

Nachbarn. Die Basis der Artikel bilden Interviews, in denen die Lebensgeschichten zahlreicher über Neunzigjähriger in Eichkamp festgehalten wurden. Tondokumente und Transkriptionen erhalten langfristig die lebensgeschichtlichen Interviews. Illustriert mit einfühlsamen Porträts des Eichkamper Fotografen Florian Bolk und historischen Fotos aus Privatbesitz, entstanden facettenreiche Porträts.

Diese Publikation hat über die Nachbarschaft in Eichkamp hinaus Bedeutung, zeigt sie doch, welche wichtige Rolle gerade in einer Metropole kleinräumige Bezüge zu Nachbarn, das Sich-Umeinander-Kümmern in der Nachbarschaft und die wechselseitige Wahrnehmung spielen. So unterschiedlich Nachbarschaften in Berlin sind, so vielfältig sind die sozialen Netzwerke, die den Kleber der modernen Stadtgesellschaft bilden. In Eichkamp ist aus den nachbarschaftlichen Kontakten mittlerweile ein Hilfenetzwerk entstanden, mit dem

Ziel, keinen, der besondere Hilfe benötigt, allein zu lassen.

Ohne die Initiatoren des Kreises der UHUs (die Bezeichnung „unter Hundertjährige“ ist überholt, weil die älteste unter den Interviewten inzwischen ihren 100. Geburtstag gefeiert hat) wäre all dies nicht möglich gewesen, ohne Menschen, die mit Visionen über das hinaus, was von ihnen erwartet wird, handeln und soziale Netzwerke spinnen. Neben dem Dank an alle Aktiven gilt unsere besondere Anerkennung Helga Neumann, die ein vitales Netzwerk begründet hat und immer wieder mit wesentlichen Impulsen das Projekt inspiriert hat.

In allen Geschichten spielt „Haus Eichkamp“ eine besondere Rolle als der soziale Treffpunkt in Eichkamp. Im Artikel „Das Werden eines dörflichen Gemeinschaftslebens am Rande mitten in Berlin“ ist die Entstehung und die Wirkung unseres Nachbarschaftshauses „Haus Eichkamp“ beschrieben. Für die Stiftung am Grunewald ist die langfristige Erhaltung dieses

Hauses ein wichtiges Ziel. Gemeinsame Aktivitäten benötigen gute Orte, um in Nachbarschaften und darüber hinaus wirken zu können. Als Mehrheitseigentümer sichert die Stiftung am Grunewald Haus Eichkamp und ermöglicht damit die Aktivitäten der vielen Ehrenamtlichen.

Die Stiftung am Grunewald hat über mehrere Jahre Aktivitäten der UHUs, die Erzählcafés, die Interviews und die Entstehung dieser Publikation finanziell unterstützt und dankt allen, die mitgewirkt haben, für die oft intensive Arbeit.

**Winfried Wohlfeld und Bernd Müller
für die Stiftung am Grunewald**



Das Projekt „Wir eichkampern. Eine Geschichtswerkstatt der UHUs“

Das Projekt Geschichtswerkstatt der UHUs (Gruppe der unter Hundertjährigen im-Haus Eichkamp) verfolgte das Anliegen, lebensgeschichtliche Erinnerungen und Erfahrungswissen in der Gruppe in einen Dialog zu bringen und zu dokumentieren.

Es galt, Themen zusammenzutragen, die für die Biografien der Mitwirkenden von persönlicher Relevanz sind, eingebettet in die Siedlung Eichkamp, das gesellschaftliche und soziale Geschehen. Spezifische Schlüsselerlebnisse, die das eigene Selbstverständnis, Fragen von Zugehörigkeit und Haltungen verdeutlichen, wurden hier ebenso thematisiert wie das Älterwerden in Eichkamp: Lassen sich durch das Projekt Ressourcen ermitteln und Wege aufzeigen, wie gemeinschaftlich dem Alter begegnet werden kann? Welche Impulse könnten von der Gruppe der UHUs ausgehen, um ein Miteinander der Generationen und Kulturen in Verbindung mit dem Haus Eichkamp zu initiieren?

Die Geschichtswerkstatt verband sich mit insgesamt sieben Erzählcafés von April

bis November 2016, moderiert von Helga Neumann und der Autorin unter Begleitung eines ehrenamtlichen Teams. Parallel dazu wurden sechs Einzelinterviews überwiegend Hochbetagter, teils in Anwesenheit von Familienmitgliedern, durchgeführt und protokolliert. Einzelne Aussagen aus den Interviews wurden in die Erzählcafés zurückgetragen und gaben Impulse für weitere Fragen sowie für nachfolgende Interviews. Insofern war die Geschichtswerkstatt sowohl produkt- als auch prozessorientiert angelegt. Zwei weitere Interviews erfolgten im Jahr 2017.

Erzählcafés machen Geschichte

„Warum bin ich hierher gezogen, welche Situation fand ich vor, wie habe ich hier Wurzeln geschlagen, was verbindet mich mit Eichkamp?“ waren Themen, auf die sich die UHUs beim Vorbereitungsgespräch im März 2016 und beim ersten Erzählcafé einigten. Diese Leitfragen bestimmten sowohl die Erzählcafés als auch die Interviews. Mitgebrachte Objekte beim ersten Erzählcafé – z. B. die Broschüre *50 Jahre Falterweg* aus dem Jahre 1988



Das Betreuerteam der UHUs: Anita Patzschke, Helga Neumann, Ulrich Brunke, Gabriele Ulbrich und Lilly Lauterbach

oder eine Keramikschüssel, die seit den 50er Jahren benutzt wird – verdeutlichen prägende Lebensphasen, Nachbarschaftserleben und gesellschaftliche Veränderungsprozesse in Eichkamp. Die Objekte riefen Erinnerungen wach an das notgedrungen enge Generationenwohnen: „Bis zu vier Generationen wohnten unter einem Dach. Das verbindet mich mit dem Eichkamp“, an den Friseur, der zur Untermiete wohnte und für 50 Pfennig „die Damen extra schön frisierte, damit sie einen Mann finden“, an das Völkerballspiel der Kinder in den Straßen, die Hühner- und Kaninchenställe, die nachbarschaftlichen Gespräche beim Wäschemangeln, das nachbarschaftliche Willkommensessen beim Einzug, die Mütterkreise, die Buslinien 68 und 88, die Avusrennen. Ebenso unvergessen: „Man muss auch mal weg hier“, Wegzüge

und Wiederkehr der nachfolgenden Generationen.

Die Historie von Eichkamp wurde vor allem mit der eigenen Biografie, der Familiengeschichte und verschiedenen Aktivitäten in Verbindung gebracht. Dazu zählten die Ausgangssituation der Siedlung Ende der 20er Jahre, ihre Gründungsgeschichte, der Pioniergeist und die damit verbundene Aufbruchsstimmung, das Erleben des Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit, aber auch der gesellschaftliche Strukturwandel, begleitet vom Ende der kleinen Läden als Orte der Begegnung, die Verteuerung des Hauserwerbs, teils einhergehend mit Absonderungstendenzen neu Hinzugezogener, Vereinzelung von Beziehungen in der Nachbarschaft, insbesondere für Ältere.

Umso mehr, so stellte sich heraus, gewannen für viele das Haus Eichkamp und die Aktivitäten des Siedlervereins an Relevanz.

Über das Geschichtenerzählen entwickelte sich in der Gruppe der UHUs ein verstärktes Interesse und eine Wertschätzung füreinander. Es wurde gleichermaßen eine Atmosphäre geschaffen für ein Miteinander wie auch für die Öffnung gegenüber dem sozialen Umfeld. Die Relevanz historischer Ereignisse im Wechselspiel von individueller und kollektiver Geschichte, die Verwurzelung in Eichkamp, die Anerkennung und Wertschätzung der Menschen und Initiativen, die ehrenamtliche Arbeit vieler, die dem Gemeinwesen eine Prägung gaben, trugen zu einem positiven Wir-Gefühl in der Gruppe bei.

Älterwerden in Eichkamp

Einhergehend mit nachlassender Mobilität und dem Verlust nahestehender Menschen nimmt für Ältere die Nachbarschaft eine zunehmend wichtige Rolle ein. Wie lassen sich Voraussetzungen schaffen, um möglichst lange selbstbestimmt in seinem Lebensumfeld zu verbleiben? Welche sozialen und pflegerischen Ressourcen und „Schätze“ im Umfeld von Eichkamp können bei der Selbstorganisation des Alltagslebens behilflich sein? Wie richte ich angesichts einer Behinderung mein Leben zuhause ein, welche barrierefreien Maßnahmen könnte z. B. das Haus Eichkamp in Angriff nehmen? Wie lässt sich besser von Kulturangeboten Gebrauch machen? Eigene Initiativen (z. B. die Fürsorge für eine demenziell erkrankte Nachbarin, Vereinbarungen für Notfälle mit den Nachbarn) sowie Erfahrungen mit dem Notruf

wurden ausgetauscht, eine Liste von nützlichen Dienstleistern zusammengestellt und Anbieter aus der Nachbarschaft (z. B. im pflegerischen Bereich) zum gegenseitigen Kennenlernen eingeladen, Voraussetzungen für eine Zusammenarbeit mit Jugendlichen aus der Nachbarschaft (z. B. fürs Rasenmähen) überlegt, ein nachbarschaftliches Notrufsystem erstellt.

Dies lieferte den Impuls, im Rahmen des Eichkamp-Forums im Juli 2017 sog. TRIOS einzurichten: Ein hilfebedürftiger Eichkamper schließt sich mit zwei hilfsbereiten Menschen aus der Nachbarschaft zu einem Hilfenetzwerk zusammen.

„Es ist ein Segen: Jetzt, mit dem Alter, habe ich endlich Anschluss an meine Nachbarschaft gefunden. Über den Siedlerverein, das Café Zikade und die UHUs habe ich mir neue Kontakte erschlossen. Es ist wie eine späte Liebe und wie eine Zukunftsinvestition.“

Zitat einer 99-jährigen

Angeregt durch den Workshop zum Thema „Altwerden ist ein Gewinn? Das Leben wird besser?“ im Haus Eichkamp, geleitet von Dr. Nader Shabahangi und Helga Neumann, kristallisierten sich in den darauffolgenden Erzählcafés weitere Themen heraus: Glücksmomente im Leben, wie z. B. den „Richtigen“ geheiratet zu haben, die Erfüllung von Sehnsüchten im Alter (hier eine Fluss-Schiffsreise), nachbarschaftliche Fürsorge (der selbstgebackene Kuchen von nebenan, die Beachtung von „Lebenszeichen“), das Glück, politischen Repressalien im Nationalsozialismus erfolgreich getrotzt



Die UHUs beim wöchentlichen Treffen im Haus Eichkamp

und anderen geholfen zu haben oder das Erleben des 90. Geburtstags mit den UHUs teilen zu können, erfuhren viel gegenseitige Beachtung.

Wenn der Blick aufs Leben positiv ist, so ein Resümee, hat man eher die Kraft, auch Unangenehmes durchzuhalten. Gelebte Grundhaltungen, wie z. B. Solidarität und Glauben, stärken das Selbstvertrauen, die Zugehörigkeit, die Handlungskompetenz und machen auch im Alter nicht halt.

Zukunft in Eichkamp

Mit dem Projekt Geschichtswerkstatt wurde deutlich, dass für die Mitwirkenden die Aktivitäten des Siedlervereins, das Haus Eichkamp mit seinen Veranstaltungen, das Café Zikade sowie die Gruppe der UHUs im Verbund mit der Stiftung am

Grunewald sehr zu Lebensqualität, Selbstverortung und Öffnung zur Nachbarschaft beitragen.

*Rita Klages, Diplom-Pädagogin,
Expertin für Biografiearbeit*



*„Wo die Kinder raus sind,
genieße ich nun die Enkel und Urenkel!“*



Elisabeth Schaffer, geb. Hertzka, Jahrgang 1917

Eichkamp ist schön, ich liebe es!

Auf jeden Fall nach Berlin!

Meine Mutter kam nach dem Krieg als Vertriebene des Sudetenlandes nach Berlin. Die Kriegsjahre verbrachte sie in Bulgarien als Lehrerin an einer Nonnenschule. Mein Vater fand an der deutschen Botschaft in Sofia eine Anstellung. Dort heirateten sie und der erste Sohn wurde geboren.

Nur zwei Jahre später wurde der Vater zum Militärdienst eingezogen. Bald danach zog meine Mutter auf einen Gutshof in Niederschlesien und erlebte das Kriegsende in einem Dorf in der Nähe Dresdens, am Rand des Erzgebirges. Aus der Ferne erlebten sie auch die Bombardierung Dresdens mit, die ihre Mutter verletzt überlebte, bei der sie aber ihre zwei Häuser verloren. Dort wurde im Dezember 1945 der zweite Sohn geboren.

Vater meldete sich gleich nach Kriegsende am Auswärtigen Amt in Berlin, aber man riet ihm zu verschwinden, da viele ehemalige Angehörige dieses Amtes kurz

zuvor von den Russen verschleppt worden waren. Als Lehrer fand er schon vier Monate nach Kriegsende eine Arbeit. 1946 holte er die Mutter mit den zwei Söhnen nach, eine mühsame Reise, auch mit langen Fußmärschen. Sie wurden zunächst von einer Freundin aufgenommen, dann bekamen sie eine Wohnung in Mariendorf, wo eine Tochter geboren wurde, und zogen 1951 in eine große Wohnung am Kaiserdamm.

Mutter arbeitete als Krankengymnastin und versorgte die Familie, die bald um ein viertes Kind wuchs. 1956 konnte die in Prag lebende Großmutter endlich zu ihrer Tochter aussiedeln, zog in dieselbe Wohnung und half fortan im Haushalt.

Nach diesen vielen Jahren der Angst, des Leids, des Verlustes und des Hungers kam die Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs. Die erste Waschmaschine und das erste Auto wurden angeschafft. Aber in der schweren Zeit hatten sie auch Solidarität und Freundschaften erlebt.



Elisabeth Schaffer „putzt“ mehr als 10.000 Ziegel aus dem von Bomben zerstörten Haus.

Da ist es grün, da ziehen wir hin

Bei einem Frühlings-Spaziergang mit der Mutter und der neugeborenen Tochter im Kinderwagen zur Deutschlandhalle entdeckten sie im Jahr 1956 – angezogen vom Grün – die Eichkamp-Siedlung und ihr späteres Eigenheim. Das Haus war eine zerbombte Ruine, auf einem Schild hieß es „Betreten verboten“. Sie trafen eine Dame an. Gefragt, ob das Haus zu verkaufen sei, erklärte diese, dass sie wegen eines Todesfalls von ihrer Kaufabsicht zurücktrete. Meine Großmutter wertete dies als eine Fügung des Schicksals und erklärte sich sofort bereit, eine zuvor erhaltene Entschädigungszahlung einzusetzen; Vater wiederum verfügte über eine kürzlich ausgezahlte Prämie.

„So wurde es unser Haus. Man kann weißhaarig werden, wenn man ein Haus



kauft. Mit vier Kindern erhielt man etwas Hilfe vom Staat. 1996, als mein Mann starb, bezahlte ich die letzte Rate.“ Ihre Mutter, die Jahre später im Alter von 80 Jahren starb, ließ das zerbombte und abgetragene Haus nebenan wiederaufbauen und zog dort ein.

Das Eigenheim am Zikadenweg

Das Haus, in dem Arnold Zweig bis in die Zeit des Nationalsozialismus gelebt hatte, war eine Ruine. Nur die Mauern waren stehen geblieben; sie wurden zum Teil zunächst abgetragen, das Haus wurde um einen Anbau erweitert. Mehr als 10.000 Ziegel hat Mutter geputzt, die für den Neubau des Hauses wieder verwendet wurden. Weihnachten 1958 war der Einzug. Ein Fundament für den Innenbereich lieferten Perserteppiche, die die Mutter, geschickt aufgerollt, während des



BVG-Bus durch den Zikadenweg und die Eichkampstraße. Die S-Bahn war bequem zu erreichen, wurde aber immer wieder boykottiert, sie gehörte der DDR. Mittlerweile hatte die Familie vier Kinder. Heute gibt es zehn Enkelkinder und elf Urenkel. Drei Hochzeiten wurden hier gefeiert.

Ich hatte nie eine Minute Zeit

Die 60er Jahre erlebte sie in einer Aufbruchsstimmung. Es war die Zeit des Wirtschaftswunders, des ersten Autos und der ersten Waschmaschine. Vater erfüllte einen Traum meiner Mutter und baute ihr ein Schwimmbad im Garten. Die Familie investierte viel Kraft und Energie in den Aufbau des Hauses. „Es musste überall Hand angelegt werden.“

Krieges in einer Keller-Zwischendecke in Dresden versteckt hatte. Sie überstanden das kriegszerstörte Haus unbeschadet und fanden ihren Weg nach Berlin.

Mutter liebte Eichkamp vom ersten Moment an. Sie war in einem Haus in einem grünen Villenviertel mit großem Garten in Böhmen groß geworden, das ihrem Großvater gehört hatte. In Eichkamp gab es eine nette Nachbarschaft, die Kinder fanden in der Waldschule Freunde aus der Siedlung, aber auch politische Vorbehalte: Dort ein ehemaliger Nazi, nebenan eine Kommunistin, dort ein Gewerkschaftler, gegenüber ein Unternehmer...

In Eichkamp gab es den Wald als Spielplatz, aber auch einen Konsum, einen Lebensmittelladen an der Ecke, einen Bäcker, Fleischer, Konditor, sogar einen

Hauptberuflich war Mutter als Physiotherapeutin im Westendkrankenhaus tätig; ihre Mutter unterstützte sie im Haushalt und bei den Kindern. „Ich hatte nie eine Minute Zeit.“ Die Nachbarschaft erlebte sie weniger: „Alle waren freundlich, aber alle hatten zu tun“, auch wenn es vereinzelte Kontakte gab.

Die 68er machten vor Eichkamp keinen Halt, die kontroversen Diskussionen gingen quer durch die Familien. Die Generation, die den Krieg und den Aufbau miterlebt hatte, rieb sich an der kritischen Haltung der Jugend, die Eichkamp zum Teil als „spießbürgerlich“ erlebte.

Leben im Alter ohne Arbeit:

Es ist ein Segen

Erst mit der Aufgabe der Berufstätigkeit fand Mutter mehr Zeit für sich und andere. Sie verfügt jetzt über Freizeit und hat festgestellt, dass sie sich dem Leben und der Nachbarschaft anders öffnen



Elisabeth Schaffer mit Tochter und Urenkelin

kann, besonders seit die Kinder aus dem Haus sind. Über den Siedlerverein und „Haus Eichkamp“ hat sie neuen Anschluss gefunden. Das Leben in Gemeinschaft wurde ihre „späte Liebe“.

Neben dem Café Zikade kommt sie regelmäßig zu Kulturveranstaltungen sowie zum Erzählcafé der UHUs. Sie fand hier viele Gleichaltrige, mit denen sie Freundschaften schließen und dadurch die gefühlte „Einsamkeit“ überbrücken kann. Meine Mutter hat zehn Enkel und genauso viele Urenkel, von denen einige in unmittelbarer Nachbarschaft wohnen, aber auch von den anderen bekommt sie regelmäßig Besuch. „Wo die Kinder raus sind, genieße ich nun die Enkel und Urenkel.“ Meine Mutter weiß sehr zu schätzen, was in Eichkamp von verschiedenen Generationen – auch zwei ihrer

Kinder sind beteiligt – aufgebaut wurde. Die Strukturen und Netzwerke vermitteln ein Gefühl von Sicherheit und Zugehörigkeit. In der Gemeinschaft findet man nicht nur Freundschaften, man öffnet sich anderen Ansichten und engagiert sich. Im fortgeschrittenen Alter macht sie hier ihre täglichen Spaziergänge. Manchmal begleitet sie den Sohn, wenn er den Müll im Wäldchen zwischen der Waldschulallee und dem S-Bhf. Messe-Süd sammelt.

Eine ihrer Töchter singt im Chor, sie geht zu den Konzerten. Der Schwiegersohn engagiert sich gegen den Bau eines Möbelhauses auf dem benachbarten Bahngelände. Ein Sohn ist nach über 30 Jahren mit seiner Frau zurückgezogen, und beide fühlen sich hier zuhause.

Mutter ist inzwischen 100 Jahre alt. An ihrem Geburtstag sagte sie inmitten ihrer Kinder, Enkel und Urenkel:

„Allein für diesen Tag hat es sich gelohnt, so alt zu werden.“

Jeden Tag tritt sie ans Fenster und schaut, wie es draußen blüht und grünt, und ist so dankbar... Es ist ihre Welt.

Jürgen Schaffer





„Ich habe es als Überlebender als meine Pflicht empfunden, die neuen Generationen zu informieren.“



Wolfgang Haney, geb. 09.01.1924, gestorben 12.10.2017

Ein Lebenskreis hat sich geschlossen

19

Ein langes, ereignisreiches Leben voll Höhen und Tiefen, voller Begeisterung und Leidenschaft und nicht endendem Sendungsbewusstsein und ein Leben, dessen Mittelpunkt noch im Krieg Eichkamp wurde und bis zuletzt blieb – das war das Leben von Wolfgang Haney.

Wolfgang Haney wurde 1924 in eine gutbürgerliche Familie – der Vater betrieb in Pankow eine Musikschule – geboren und wuchs, wie er erzählte, glücklich und behütet auf. Das änderte sich mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, denn nun war er ein „Judenlümmler“, weil er eine jüdische Mutter hatte, eine offenbar sehr liberale, weltlich eingestellte Jüdin, die ihren Sohn katholisch werden ließ, wie es der Vater war, und ihn, wenn er etwas über das Judentum und den Glauben wissen wollte, zu einem Rabbiner schickte.

Als „Halbjude“, wie die Nazis solche Menschen diskriminierend bezeichneten, durfte Wolfgang Haney kein Abitur machen, wurde später aber zur „Höchst-

begabten-Sonderreifeprüfung“ zugelassen und durfte nach der Maurerlehre ab 1941 an der Staatsbauschule studieren – eine der wunderlichen Entwicklungen in seinem Leben und gleichzeitig Widersprüchlichkeit nationalsozialistischer Politik, von denen es auch im Leben von Wolfgang Haney einige gab.

Das So-Sein als „Halbjude“ bewahrte ihn immerhin davor, Soldat zu werden, denn es machte ihn „wehrunwürdig“! Wie eine Belobigung der „Reichsstelle Kautschuk“ aus dem Dezember 1942 zu einem Löscheinsatz zeigt, hat er trotzdem an der „Heimatfront“, wie das damals hieß, Verantwortung für die Allgemeinheit und damit auch für diesen Staat übernommen.

Die wohl größte Herausforderung in seinem Leben trat ein, als er seine Mutter nach einer Vorladung der Gestapo über lange Zeit in einem Wald bei Berlin versteckte, zunächst in einem Erdloch und später in einer selbst gebauten Holzhütte, ständig in der Sorge, bei seinen Versorgungsbesuchen bei der Mutter



Wolfgang Haney mit seinem Sohn

beobachtet zu werden und damit ihr Leben und sein eigenes zu gefährden. Schließlich nutzte er einen Bombenangriff auf Berlin dazu, seine Mutter für tot erklären zu lassen. Dieses Erlebnis wird wohl ein wesentlicher Anstoß für seine spätere Leidenschaft, man kann auch wohl sagen Besessenheit, gewesen sein, immer und immer über Antisemitismus und Nationalsozialismus aufzuklären. Für dieses Engagement wurden Wolfgang Haney im Jahre 2006 das Bundesverdienstkreuz und der Verdienstorden des Landes Berlin verliehen.

Wollte man alles aufzählen, was Wolfgang Haney in seinem Leben gemacht, welche Tätigkeiten er ausgeübt hat, würde das viele Seiten füllen, wie es einen ganzen Ordner mit vielen Dokumenten füllt. Bemerkenswert ist ein in Deutsch und Russisch abgefasstes Schreiben des Rektors der TU Berlin vom 26. April 1946, in dem viele Ämter von Wolfgang Haney aufgeführt werden, und er als ein „Gelehrter von hohem Rang“ gelobt wird.

Herausgestellt sei hier noch, dass Wolfgang Haney, der noch während des Krieges nach Eichkamp kam – und hier blieb – als politisch Unverdächtiger gleich nach Kriegsende zunächst Leiter des Tiefbauamtes und kurze Zeit darauf Stadtrat für Bau- und Wohnungswesen in Charlottenburg wurde und in diesem Amt selbstverständlich auch direkt mit der vom Krieg schwer gezeichneten Siedlung Eichkamp zu tun hatte. Unter anderem setzte er sich früh im Interesse der Messeeinweihung für die Aufhebung des „Friedhofs Eichkamp“ ein, der neben dem Sommergarten als Notfriedhof für 4.000 Tote angelegt worden war.

Eine seiner ersten Diensthandlungen war, NSDAP-Mitglieder zu entlassen und ihnen Hausverbot zu erteilen. Konsequenz war es deshalb, bei Neueinstellungen ehemaligen KZ-Insassen und Juden nach dem unsäglichen Unrecht, das ihnen zugefügt worden war, den Vorrang zu geben.

In seinem engeren Eichkamper Umfeld – auch das eine Konsequenz aus seiner persönlichen Geschichte – zwang er Nazis, die Leichen von hohen Funktionsträgern, die sich das Leben genommen hatten, abzutransportieren, was er als eine Art Rache betrachtete.

Die tragischen Erlebnisse bestimmten sein ganzes weiteres Leben und waren Anlass für eine folgenreiche Erweiterung seiner Leidenschaft, das Sammeln. Angefangen hat es wohl mit Münzen – er war lange Zeit Präsident der Numismatischen Gesellschaft – irgendwann aber, als er bei einer Messe zufällig KZ- und Ghetto-Geld sah, fing er an, alles zu sammeln, was er als Betroffener zu Antisemitismus, Nationalsozialismus und dem Holocaust bekommen konnte. Immer wieder hat er in Eichkamp über seine Sammlung berichtet und Dinge gezeigt, von denen man keine Ahnung hatte – wäre es nach ihm gegangen, er hätte noch viel mehr Vorträge gehalten. In einem Mitteilungsblatt vom Oktober 2002, als die Forumsreihe des Siedlervereins begann, wurde der Wunsch formuliert, dass sich neben Wolfgang Haney andere Menschen in Eichkamp melden mögen, die auch Interessantes zu berichten hätten, so sehr hatte Wolfgang Haney sich bis dahin schon eingebracht. Es drängte ihn auch über viele Jahre immer wieder, die Eichkam-

perinnen und Eichkamper an seinen Erlebnissen auf Reisen in alle Ecken der Erde – bei Haney fragte man sinnvollerweise, wo sie noch nicht gewesen sind und nicht, wo sie schon waren – teilhaben zu lassen. Neben dem Drang zu Information und Aufklärung war sicher auch immer ein Stück Stolz dabei, zeigen zu können, was er im Laufe seines langen Lebens zusammengetragen hatte, und wen alles er und wer alles ihn kannte.

Das Sendungsbewusstsein, das sich im Laufe seines Lebens entwickelt hatte, trieb ihn um in dem Bestreben, seinen Mitmenschen die Augen zu öffnen für das viele Grauen und Unrecht. Zusammen mit seiner Frau, die ebenfalls jüdische Wurzeln hatte, ging er in viele Schulen, um junge Menschen zu informieren und aufzuklären. Dazu gehörte auch, seine Sammlung immer wieder für Ausstellungen und Bücher zu öffnen.

Ein Erlebnis sei hier erwähnt, das einerseits zeigt, wie sehr er immer wieder mit Neuem beschäftigt war, aber auch, mit welcher Souveränität er sich mit seiner Geschichte beschäftigte: Als ich ihn entsetzt darauf ansprach, dass auf dem Umschlag seines Buches „Das Geld des Terrors“ (ein Buch über das erwähnte KZ- und Ghetto-Geld) steht, er habe eine „jüdische Mutter und einen deutschen Vater“ gehabt, tat er das ab mit der Bemerkung, er habe keine Zeit, sich ein fertig gestelltes Buch anzusehen und außerdem: „Na ja, so sind sie...“

Er war kein brillanter Redner, aber er hatte viel zu sagen, und das in einer Art und einem Tonfall, die mitunter gleichgültig wirken konnten und sogar schon



Reise nach Namibia, 1999

hin und wieder den Verdacht aufkommen ließen, er kokettierte mit seinem Kampf gegen den Antisemitismus und sympathisierte in Wirklichkeit ein wenig mit ihm, was allerdings eine vollkommene Verkenntnis war. Ich denke, sein manchmal tatsächlich „wurschtig“ wirkender Redestil, oft in Verbindung mit „wegwerfenden“ Handbewegungen, war ein Selbstschutz, um die eigenen Erlebnisse nicht zu dicht an sich heranzulassen.

Wie sehr diese Erlebnisse in ihm nachwirkten, zeigte sich zum Ende seines Lebens, als er nach einem Sturz kurzfristig in eine psychiatrische Klinik gebracht wurde, wo er plötzlich sagte, nun hätte man ihn doch noch gefangen und in ein (Konzentrations-)Lager gesteckt, was ihm als Jugendlichen und jungem Mann doch erspart geblieben sei.

Zum Glück aber konnte er dann noch ein paar Wochen in freundlicher Umgebung in einem Pflegeheim verbringen, wo – so wurde berichtet – diese Ängste von ihm abgefallen sind.

Wenn Wolfgang Haney nicht gerade wieder irgendwo in Europa einen Vortrag hielt oder eine von ihm bestückte Ausstellung eröffnete, nahm er an nahezu allen Veranstaltungen des Siedlervereins teil, und sei es nur, um seine Verbundenheit zu Eichkamp, dem Haus Eichkamp und dem Siedlerverein zu zeigen, denn bei aller Weltläufigkeit war Eichkamp sein Lebensumfeld und war Wolfgang Haney eine Eichkamper „Institution“.

Nach einem kurzen Krankenhausaufenthalt ist Wolfgang Haney am 12. Oktober 2017, drei Monate vor seinem 94. Geburtstag, gestorben.

Uwe Neumann





**„Wenn man Glück hat, rettet Gesinnung
einem das Leben.“**



Peter-Carl Paul, geb. 1926

Glück besteht nicht darin, zu tun, was man mag, sondern zu mögen, was man tut

„Wenn man Glück hat, rettet Gesinnung einem das Leben.“ Mit dieser Einstellung – so ist sich Peter-Carl Paul sicher – hat er seine Jugend unter Hitler als Pimpf, Luftwaffenhelfer und als Soldat überlebt. 1945 kommentierte er einen Führerbefehl nach seiner Verlesung vor der Mannschaft mit den Worten: „Damit können wir den Krieg auch nicht mehr gewinnen.“ Es folgten Vernehmungen.

Peter-Carl Paul galt als zuverlässiger Soldat und musste Strafmaßnahmen ertragen: 24 Stunden Dienst mit Wache, Waffenpflege, Exerzieren, und er durfte nur drei Stunden innerhalb von 24 Stunden schlafen. Seine Kameraden wurden an die Ostfront geschickt und fielen im Endkampf mit den Russen reihenweise. Er bewachte den Flugplatz acht Wochen lang mit zusätzlichem Strafdienst, bis zu einem neuen Befehl.

„Ich bin in Schmargendorf groß geworden.

Nach dem frühen Tod der Eltern bin ich beim Großvater, einem pensionierten Beamten, und seiner zweiten Tochter aufgewachsen. Geld war sehr knapp. 1947 kam ich aus britischer Gefangenschaft zurück. Es fehlten mir drei Schuljahre bis zum Abitur. Ich konnte 1948 in einem Sonderlehrgang für Kriegsteilnehmer in einem Jahr fürs Abi lernen und es bestehen. Das war eine harte Zeit – wir hatten kaum Geld und haben gehungert. Bezahlte Arbeit: keine. 1949 trat ich eine kaufmännische Lehre bei einem Bauunternehmer an, der acht Lehrlinge schon auf die Plätze von Angestellten setzte. Wir mussten z. B. Löhne wöchentlich für 200 Leute korrekt abrechnen und auf dem Bau mithelfen. Dadurch habe ich viel gelernt, wurde aber nicht ins Angestelltenverhältnis übernommen.

Auf eine Bewerbung 1952 kam ich zum Bauunternehmer Schärer Bau. Der Bau-



Almut und Peter-Carl Paul

meister und Inhaber las meine Bewerbung und fragte: ‚Was können Sie?‘ ‚Ich habe in der Lehre Bewertungen für die DM-Eröffnungsbilanz vornehmen müssen.‘ ‚Ach, das ist ja interessant. Ich kann Sie als Vermögensverwalter einsetzen.‘ In Gedanken ging ich in die Knie. (Ein Vermögensverwalter verwaltet Häuser und Versicherungen, so hatte ich es in der Volkshochschule gehört.) Dann habe ich tapfer ‚Ja‘ gesagt. ‚Durch die Einführung der DM besitze ich einen Maschinenpark im Wert von acht Millionen DM, und keiner weiß, wo sich diese Maschinen befinden, das sollen Sie feststellen und dann sehen wir weiter. Führen Sie eine Kartei.‘ Ich habe gelernt, eine Übersichtstafel anzulegen mit 25 Baustellen, einem Lagerplatz, einer Werkstatt und trug die Standorte der Baumaschinen ein nach Art und Größe.

Nach vier Wochen fragte der Chef: ‚Was haben Sie bisher gemacht?‘ – ‚Ich habe eine Kartei angelegt nach Maschinenart.‘ Die Frage ‚Wo befindet sich mein 500-Liter-Mischer?‘, konnte ich beantworten. Ich hatte mir nach und nach eine gute Basis erarbeitet und durfte den Maschinenpark kaufmännisch verwalten, blieb fünf Jahre. Das Gehalt war niedrig, die Arbeit interessant. Nebenher fuhr ich zur FU und studierte Volks- und Betriebswirtschaft von 18.00 bis 21.45 Uhr. Ich erwarb Fachwissen. Darum wurde ich von einer Großhandlung für Baumaschinen abgeworben als Verkaufsleiter, verdiente mehr Geld und konnte 1958 meine Frau heiraten.“

Hauserwerbs- und Familienplanung

Es wurde gespart, und es entstanden Hausbaupläne. Ein ideales Grundstück in

Hermsdorf in Firmennähe wurde erworben. Im Zuge des Wirtschaftswunders Ende der 1950er Jahre stiegen die Gehälter, aber auch die Baupreise, und so war an einen Eigenheimbau nicht mehr zu denken. Das Ehepaar Paul wohnte zehn Jahre lang in der Bamberger Straße in Schöneberg, und es wurden zwei Töchter geboren. ‚Die Kinder sollten im Grünen aufwachsen. Das war uns wichtig. Wo steht ein Haus in grüner Lage, das finanzierbar ist?‘

Mit dem Einmarsch der Russen in Prag im Jahr 1968 bekamen viele Berliner Angst und verkauften ihre Häuser billiger. Pauls hatten großes Glück: Für ein kleines Haus in Eichkamp im Bläulingsweg wurde der Preis gesenkt, es war finanzierbar, und das in Waldlage! ‚Mein Großvater war doch täglich in den Grunewald gegangen und hatte seinen Enkel oft bis zum Grunewaldsee mitgenommen, und ich hatte mit ihm oft seine Verwandten in Eichkamp besucht.‘

Ich habe viel im Garten gemacht, zum Ausgleich, weil ich meistens 60 Stunden in der Woche gearbeitet habe. Mein Prinzip war, alles aufzuarbeiten, was am Tag anfiel. Ich kam deshalb häufig spät nach Hause. Das Wochenende galt dem Garten. Meine Frau Almut übernahm das Haus und die Kindererziehung und ich den Garten. Meine Gurken blieben zwar klein, aber es gab große Kartoffeln. Meine Erdbeeren wurden auch nichts. Ich hatte kein gärtnerisches Geschick. Meine Frau kam aus der Landwirtschaft und hat das Obst sehr gepflegt und viel eingeweckt.“

Als Familie Paul 1969 nach Eichkamp zog, gab es zwei Lebensmittelgeschäfte, einen

Bäcker, einen Fleischer, einen Schuhmacher, einen Friseur und eine Drogerie. Beide Töchter gingen in den nahegelegenen evangelischen Kindergarten und später in die Waldgrund- und Waldoberschule bis zum Abitur. Es gab Schulkontakte und Freundschaften.

Einige Jahre später konnten Pauls von den direkten Nachbarn ein Grundstück kaufen, auf dem inzwischen das Wohnhaus der Tochter und ihrer Familie steht. Sie ist Werbegraphikerin und die andere Tochter ist Orthopädin.

„Morgens eine Viertelstunde Waldlauf, wöchentlich ein- bis zweimal Schwimmen mit und ohne Familie waren die Regel. Frühsport, Atemübungen am offenen Fenster habe ich bis jetzt beibehalten.“

Mit 56 Jahren in die Selbstständigkeit, eine glückliche Wendung

„Nach zwei Operationen kam für mich ein großer Einschnitt. Ich wurde arbeitslos. Dann habe ich drei Tage überlegt und am dritten Tag beschlossen, dass ich mich mit dem, was ich bisher beruflich gemacht hatte, selbstständig mache – mit dem Verkauf von Baumaschinen. Ich habe einige seriöse Firmen aus der Branche angesprochen, die ich kannte, ob ich sie in Berlin vertreten dürfe. Drei Zusagen und mein Bekanntheitsgrad im Baugewerbe verhalfen mir zu einem neuen Start. Gegen zwanzig eingeführte Firmen trat ich in Berlin allein an und machte meinem ehemaligen Großhandel Konkurrenz. Nach zwei Jahren verdiente ich viel mehr als vorher als Firmenleiter in der Anstellung. Ich hatte hier im Haus mein Büro, und meine Frau, die sehr pragmatisch war, hat das Telefon übernommen. Das war schön, sie konnte mit



Peter-Carl Paul in seinem Garten

den Leuten so gut umgehen. Und dann kamen auch manchmal Vertreter oder Fachleute, die haben wir hier einquartiert. Sie bekamen Frühstück und freuten sich über die persönlichen Kontakte. Sie gingen dann mit mir zusammen zur Baustelle.

Leider ist meine Frau schon vor 15 Jahren gestorben, nachdem wir noch einige private Reisen nachgeholt hatten. Wenn ich heute alles rekapituliere, staune ich selber, dass ich bis Ende meiner Laufbahn mit 72 Jahren gearbeitet und erfolgreich Kunden besucht habe.“

Bedeutung der UHUs

Inzwischen sind durch die UHUs neue Beziehungen und Kontakte entstanden. „Mit den Jahren wurde ich immer einsamer. Radfahren und Schwimmen war

allein nicht mehr ausreichend. Da half die Gruppe der UHUs. Das Gute in der Gruppe ist natürlich der Austausch untereinander. Das ist das Hauptziel meiner Mitgliedschaft. Dass daraus nun keine Lebensfreundschaften mehr entstehen, ist klar, aber Sympathiefreundschaften oder Austausch von Erlebnissen, Gedanken oder auch gemeinsame Unternehmungen kommen immer wieder zustande. Die Ausstellung mit Führung im Kolbe-Museum und der gemeinsame Besuch der Freundschaftsinsel in Potsdam waren besondere Erlebnisse. Alleine wäre ich da nicht hingegangen. Es gibt neue Impulse und Gedankengänge, die wir in der Gruppe austauschen. Es entwickelte sich für mich auch ein Wir-Gefühl.

Durch die Unternehmungen entsteht – für uns Alte sehr wichtig – Bewegung! Durch den Wald gehe ich täglich und genieße die Waldluft, solange ich laufen kann.“

„Bewegt euch alle, auch mit Rollator! Beginne jeden Tag mit Gymnastik am Fenster. Bewegung ist das Wichtigste im Alter.“

Heidemarie Dreyer-Weik



„Mich interessiert alles!“



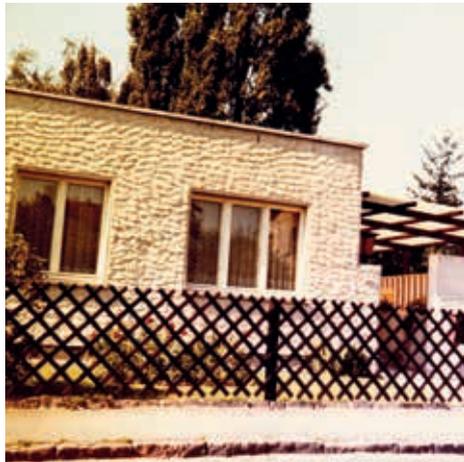
Krimhild Cronheim, geb. Gothe, Jahrgang 1926

Ich hatte eine unbändige Kraft und einen starken Willen

Selbstbewusst und zufrieden sitzt die 31-jährige Krimhild Gothe im Sommer 1957 auf den von ihr aufgeschichteten Mauersteinen ihres künftigen Hauses. Nur noch einige Grundmauern und der Keller sind vom ursprünglichen Gebäude erhalten geblieben, alles andere muss neu aufgebaut werden. Auf das Grundstück in Eichkamp ist sie durch eine Zeitungsannonce in der Morgenpost aufmerksam geworden. „Da habe ich mir einen Fotoapparat gekauft, bin mit der S-Bahn von Charlottenburg hierhergefahren. Als ich aus dem Tunnel unter der Avus rauskam, war auf der linken Seite schon der Wald, und es waren Frauen damit beschäftigt, Bäume anzupflanzen. Es war alles kahl, alles abgeholzt... Wahrscheinlich sollte der Bahnhof, der hier ganz in der Nähe ist, getroffen werden, aber die Bomben sind eben rechts und links gefallen. Und so ist dieses Haus weg gewesen. Die Steine lagen alle im Keller.“ Sie fällt die Entscheidung, gemeinsam mit ihrem Chef Fritz Lotz, für den sie bereits in ihrer Heimatstadt Arnstadt gearbeitet hat, das Grundstück

zu kaufen. Es ist fast 1.300 Quadratmeter groß und ein „sehr verlockendes Angebot“. Beide sind vom Fach: Er ein versierter Statiker und Bauleiter, sie eine ambitionierte technische Zeichnerin und ohne Scheu, beim Bau selbst mit anzupacken.

Fünf Jahre zuvor sah das Leben noch ganz anders aus: Nach der Flucht aus der DDR – aus dem beschaulichen thüringischen Arnstadt – musste Krimhild Gothe von vorn anfangen. 1951, zehn Jahre vor dem Mauerbau, war es noch relativ einfach, wenn auch nicht ganz ungefährlich, in den Westteil Berlins zu gelangen: „Damals konnte man bis Friedrichstraße fahren. Ich hatte auch eine Rückfahrkarte, denn das durfte nicht auffallen, und man wurde im Zug kontrolliert.“ Sie hatte 15.300 Mark bei sich – Erlös aus dem Verkauf eines alten Opels und anderer Besitztümer von Fritz Lotz. Als Kreisvorsitzender der Liberal-Demokratischen Partei (LDP) von Arnstadt hatte er zu oft unangepasste Meinungen vertreten. So weigerte er sich standhaft, öffentlich für die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie



Das zerbombte Grundstück, 1956; das Haus – erst einstöckig, 1961, später mit Obergeschoss, 1965; das erste Auto, 1964

einzutreten, obwohl dies der Politik der DDR-Regierung entsprach. Es war zu befürchten, dass er ernsthafte Schwierigkeiten bekommen würde. Deshalb hatte er bereits vor Krimhild Gothe die DDR verlassen.

Das Geld aus dem Verkauf des Autos und anderer beweglicher Besitztümer reicht, um einige Monate zu überbrücken, trotz des schlechten Umtauschkurses. „1 zu 5,3“, das hat Krimhild Gothe bis heute nicht vergessen. Nach und nach gelingt es Fritz Lotz, sich in der Westberliner Baubranche zu etablieren. Sein erster großer Auftrag ist die statische Berechnung für den Wiederaufbau des ausgebombten und berühmt-berüchtigten Sportpalastes in der Potsdamer Straße. Krimhild Gothe steht ihm wie früher tatkräftig zur Seite: „Er hat das berechnet und ich habe gezeichnet.“ Im Februar 1953 wird der im Vergleich zum ursprünglichen Bau stark verkleinerte Sportpalast wiedereröffnet. Diese Arbeit ermöglicht den Kauf eines Grundstücks in Spandau: 1 DM kostet der Quadratmeter. Mit dem Verkaufserlös finanzieren beide den späteren Aufbau ihres Hauses in Eichkamp. Krimhild Gothe und Fritz Lotz bilden eine Art Schicksals- und Lebensgemeinschaft nach der Flucht aus der Heimat. Heiraten kommt für die 34 Jahre jüngere Frau jedoch nie in Frage.

Ihr Büro liegt in der Zillestraße in Charlottenburg – nicht weit bis nach Eichkamp. Ein entscheidendes Kriterium für den Kauf des Grundstücks. Zunächst wohnen sie im Rohbau, nach und nach wird das Haus fertig gebaut. Krimhild Gothes Bruder, von Beruf Tischlermeister, baut das Gartenhaus. „Ich habe dann in der Morgenpost eine Maurer-Kolonie gesucht,

drei Mann. Die haben den Putz gemacht, innen und außen. Ich habe sogar die kontrolliert an der Mischmaschine, damit sie die Mischung immer richtig machten. Es ist interessant, wenn man arbeitet und es wird jeden Tag etwas fertig. Und wenn man von morgens um sieben bis nachts um zwei arbeitet... Ich hatte mir ein Pausgerät gebaut mit einer Leuchtstoffröhre und habe das, was er (Fritz Lotz) am Tag aufgezeichnet hat, dann gepauset, DIN-A4.“ Zunächst ist das Haus ebenerdig, einige Jahre später kommt ein Stockwerk hinzu.

Es gibt viele Obstbäume im Garten, wichtige Speisegrundlage der Anfangszeit. „Wir ernährten uns von Apfelsaft, Apfelkuchen, alles aus Apfel.“ Über 23 Jahre wohnen und arbeiten Krimhild Gothe und Fritz Lotz zusammen. Als er 1974 stirbt, ist sie 48 Jahre alt. Bis zu seinem Tod hat sie ihn in dem gemeinsamen Haus gepflegt. „Er wollte keinerlei Hilfen. Obwohl er Flüchtling war, hat er kein Geld angenommen. Er wäre kein Sozi. Das war eine Generation, für die war es selbstverständlich, dass sie für sich selbst sorgten.“ Um diese Zeit ohne Einkommen zu überbrücken, verkauft sie die Hälfte ihres Grundstücks.

Das erste Weihnachtsfest ohne Fritz Lotz verbringt sie bei ihrem Vater, der inzwischen in Braunlage lebt. Dort lernt sie Gerhard Werner kennen, einen leidenschaftlichen Jäger. Ihn heiratet sie. Sie leben abwechselnd in Berlin und in seiner Heimatstadt Duderstadt. In dieser Zeit vermietet sie die Wohnung im 1. Stock ihres Eichkamper Hauses. „Er ist jeden Winter nach Braunlage gefahren und hat dort die Engländer Skifahren gelehrt. Er schenkte mir zur Hochzeit sogar ein



Krimhild Gothe bei der Arbeit, Büro in der Charlottenburger Zillestraße, 1955

paar Skier.“ Sie wird eine begeisterte Skifahrerin. Sechs Jahre später, nach einem Urlaub auf Sylt, geht es Gerhard Werner plötzlich sehr schlecht. Es stellt sich heraus, dass er lungenkrank ist. Seine Frau pflegt ihn bis zu seinem Tod.

1989 verkauft sie schweren Herzens ihr Haus. Da ist sie bereits mit ihrem zweiten Ehemann Günther Cronheim verheiratet. Sie kennt ihn schon lange, denn seine Familie stammt aus Eichkamp. Mit seiner Mutter ist sie seit Jahren gut befreundet. Mit ihm fängt ihr „drittes Leben“ an. Sie sind viel auf Reisen, sehen die Welt. Er hält alles mit der Filmkamera fest.

Seit seinem Tod sind inzwischen 23 Jahre vergangen. Sie fühlt sich bis heute wohl im Haus der Familie Cronheim.

„Der Eichkamp ist meine Heimat geworden.“

Vergangenheit und Gegenwart sind eng verbunden: Von ihrem Garten aus kann Krimhild Cronheim ihr altes, mit ihrer Hände Arbeit erbautes Haus sehen.

Karen Hoffmann



„Wir lebten ein ganz normales Leben in Eichkamp.“



Dr. Werner Weiß, geb. 1925

Eine „Wohnkarriere“ in Eichkamp

Nach Krieg, Gefangenschaft, Sanatoriumsaufenthalt und dem vergeblichen Versuch, in Jena Chemie zu studieren, kam Werner Weiß 1950 nach West-Berlin und schrieb sich zum Studium der Naturwissenschaften an der TU ein. Hierzu muss man wissen, dass in der damaligen DDR nur ein geringer Prozentsatz von Studienplätzen an die Kinder bürgerlicher Familien vergeben wurde. Auch Werner Weiß wurde nicht zum Studium zugelassen, weil sein Vater zum mittleren Beamtentum gehörte. Seine schwangere Frau blieb im Haus der Eltern in Weimar zurück – eine schwierige Entscheidung für das junge Paar. Die Situation wurde für Gisela Weiß mit einem in West-Berlin studierenden Ehemann im Laufe der Jahre auch politisch immer problematischer. Man redete über die junge Frau, deren Mann „im Westen“ studierte, sie nehme anderen Wohnraum weg. „Man wusste damals nie, was sich aus so einer Situation entwickelt“, berichtet Werner Weiß. Sie zog schließlich, das war 1956 noch möglich, ganz legal zu ihrem Mann nach West-Berlin, allerdings unter

Zurücklassung von Möbeln und Hausrat. Nach vielen vergeblichen Versuchen konnte die junge Familie in der Charlottenburger Niebuhrstraße zwei Zimmer mit Bad- und Küchenbenutzung als Untermieter ergattern. An eine eigene Wohnung war zur damaligen Zeit für die meisten Studenten gar nicht zu denken. Die junge Familie schätzte sich glücklich, Wohnraum gefunden zu haben, außerdem lag die Wohnung günstig zur TU und die Weißens fühlten sich bei den sehr angenehmen Vermietern mit zwei Jungen im Alter der eigenen Tochter sehr wohl.

Trotzdem – die Niebuhrstraße bot wenig Grün, und im Grünen zu wohnen war der Traum der jungen Familie. So kannte man es aus Weimar, Wohnen mit einem Garten und der Natur in unmittelbarer Nähe. Nur wenige Monate später rückte der Traum in greifbare Nähe: Werner Weiß wurden zwei Zimmer mit eigener Küche und Toilette in Eichkamp angeboten. Wie sich später herausstellte, war dem Ehepaar die Siedlung nicht völlig unbekannt. Werner Weiß erinnert sich, dass



Einschulungsfest mit Schwester Martha vor dem evangelischen Gemeindehaus, heute Haus Eichkamp

er anlässlich eines Besuches seiner Frau in Berlin, von einem Spaziergang im Grunewald zurückkommend, durch die Eichkampstraße ging, und beide meinten: „Hier müsste man wohnen!“ Noch bei einer anderen Gelegenheit hatte der junge Student Weiß Bekanntschaft mit der Siedlung gemacht. Über die studentische Arbeitsvermittlung TUSMA hatte er in Eichkamp beim Vermessen von Trümmerbergen geholfen. In der Siedlung, wie in ganz Berlin, lagen zu jener Zeit immer noch an vielen Stellen die Überreste zerbombter Häuser, die für den Senat vermessen wurden. Wie sich später herausstellte, lag das zu vermessende Trümmergrundstück wenige Häuser vom jetzigen Haus der Familie Weiß im Zikadenweg entfernt.

Aber zurück zum Angebot, in die Eichkampstraße zu ziehen. Natürlich wollten die Weißens ins Grüne ziehen. Konnten sie auch die höhere finanzielle Belastung schultern?

„Wir mussten ja sehr rechnen. Ich hatte kein Stipendium mehr und nahm dann ein Darlehen über 200 Mark monatlich auf. Wir überlegten: Wenn wir jetzt nach Eichkamp ziehen, muss meine Frau mit der Bahn fahren. Ich hätte noch meist mit dem Fahrrad fahren können. Miete zahlten wir über 30 Mark mehr als in der Niebuhrstraße. Ich habe das Bild noch genau vor Augen, wie wir mit meiner Mutter, die gerade zu Besuch war, im Wald am verlängerten Maikäferpfad zwischen Hundedressurplatz „Wilfried“ und der Reitschule saßen – beide existieren nicht mehr – und hin und her überlegten. Meine Frau war sehr skeptisch. Ich habe dagegen gesagt, das können wir schaffen! Wir sind dann eingezogen in das Mehrfamilienhaus in der Eichkampstraße. Nah am Grünen, evangelischer Kindergarten gleich in der Nähe für die Tochter. Es gab ja auch noch etliche Geschäfte: einen Konsum, den Fischmann, eine Lottoannahme, Fleischer, Bäcker, Konditor – alles gut zu

erreichen! Wir haben uns in mühsamer Arbeit nach und nach eingerichtet. Alte Militär-Doppelstockbetten haben wir zu normalen Betten umgebaut. Das Radio stand auf einer Apfelsinenkiste!“

Im Frühjahr 1962, in der Zwischenzeit hat die Familie Zuwachs bekommen, einen Sohn, und Werner Weiß ist zum ordentlichen Assistenten an der TU avanciert, bietet sich die Chance, die Wohnsituation noch einmal zu verbessern: Weg aus der recht lauten Eichkampstraße, aber auch endlich in ein eigenes Haus mit genug Platz für die inzwischen vierköpfige Familie und den verwitweten Großvater! „Als ich eines Tages zum Mittagessen nach Hause kam, sagte meine Frau: Waldschulallee 7, Ecke Vogelherd. Die vermieten ihr Haus. Ich schnell hin. Die Eigentümerin war im Begriff, nach Brüssel zu fliegen, wo sie wohnte. Für eine Besichtigung war keine Zeit. Nach einem schnellen Blick ins Erdgeschoss habe ich gleich zugesagt! Im Juni kam dann auch mein Vater aus Weimar nach Eichkamp. Den Umzug haben wir mit einem VW mit Dachgepäckträger bewerkstelligt. Irgendwann wurde es aber auch dort problematisch. Es gab Ärger mit der Hauswirtsfrau – sie wollte die Miete stark erhöhen. Und ich musste heizen, Koks schippen.“

Die Familie beschließt: Wir müssen uns was Eigenes suchen. 1971 ist es soweit. „Wir haben in Eichkamp, aber nicht nur dort, gesucht. In Zehlendorf hatte ich ein günstiges Angebot. Die Nachbarschaft erschien mir aber zu hochnäsiger. Ganz anders als in Eichkamp. Dann hörten wir von einem Todesfall im Vogelherd und wollten das Haus kaufen. Der Plan platzte, aber über diese Verbindung fan-

den wir unser jetziges Haus im Zikadenweg. 89 000 Mark haben wir bezahlt. Das war in der damaligen Zeit recht viel für ein Reihenhaus! Die noch im Haus wohnenden Untermieter – ein Studenten-ehepaar sowie eine ausgebombte Nachbarin, deren Tochter sie sowieso zu sich holen wollte – haben wir abgefunden. So bekamen wir das Haus frei. Bei der heutigen Gesetzeslage wäre das nicht so einfach möglich gewesen.“

Seit 46 Jahren wohnt Werner Weiß heute in seinem Haus. Die drei Kinder, 1966 wurde noch eine Tochter geboren, wuchsen in der Siedlung auf. Die Eltern brachten den Nachwuchs in den evangelischen Kindergarten, wo sie bei der „herzensguten Schwester Martha und der für ein straffes Regiment sorgenden Schwester Erika“ gut aufgehoben gewesen seien.

Auch in der nächsten Generation gingen zwei der Enkel in die Maikäferpfad-Kita. Die ältere lebte zwei Mal für längere Zeiträume in der Siedlung, die jüngste Tochter lebt bis heute in Eichkamp, Das ist kein Einzelfall und spricht für die Wohn- und Lebensqualität von Eichkamp. In einigen Familien wohnt die zweite, teilweise schon die dritte Generation hier.

Er hatte und hat gute Nachbarn, erzählt Werner Weiß. Die außerordentliche Verbundenheit mit der früher im Nachbarhaus lebenden Arztfamilie haben Gisela und Werner Weiß besonders zu schätzen gewusst.

„Wir lebten ein ganz normales Leben in Eichkamp. Spektakuläre Ereignisse gab es nicht. Der Garten erfreute uns sehr. Wir fuhren auch viel mit dem Rad in den Grunewald und ins übrige Berlin, erst



Nach Umbauarbeiten im Haus steht mir nun noch einmal eine Veränderung bevor. Ich bewohne seit kurzem das Erdgeschoss, und in die oberen Stockwerke zieht gerade meine jüngste Tochter ein. Es steht also noch einmal ein „Umzug“ ins Haus – ich hoffe, der letzte!“

Christine Roik-Bogner

mit den Kindern, später zu zweit. In meiner freien Zeit machte ich den Haushandwerker. Seit der Eröffnung des Café Zikade waren wir fast jeden Montag dort. Erstaunlich, wie die fleißigen Helfer es immer wieder fertigbrachten, so ein reichhaltiges Angebot zu zaubern.

Nach einem Schlaganfall meiner Frau, wir waren beide über 80 Jahre alt, hat sich viel geändert. Anfangs konnte sie noch um den Block laufen, später schaffte sie nur noch die 30 Meter bis zum Zikadencafé. Das ließ sie sich nicht nehmen, bis es nicht mehr ging. Nach langer Krankheit starb sie im Jahr 2013. Es wurde nun noch ruhiger, vielleicht etwas zu ruhig. Die Kontakte wurden weniger. Aber die jüngste Tochter wohnt in der Nähe, und durch die UHUs, das Café Zikade sowie die Veranstaltungen im Haus Eichkamp gibt es Abwechslung.





„Ich sitze mittendrin, bei meiner Familie, schaue in die Tannen und denke, wie gut es mir geht!“



Helga Kopp, geb. Wieseke, Jahrgang 1921

91 Jahre leben in Eichkamp

Meine Mutter, Helga Kopp, geb. Wieseke, wurde 1921 in Charlottenburg geboren. Die ersten fünf Jahre ihres Lebens verbrachte sie am Charlottenburger Ufer, in einer Wohnung im 4. Stock. Ihr Vater, Reinhold Wieseke, kam vom Land und war als jüngster von zehn Geschwistern von seinem ältesten Bruder, der eine Anstellung bei der Post hatte, nachgeholt worden. Bald wurde auch er bei der Post angestellt. Doch die Sehnsucht nach etwas Grün und eigenem Land blieb. Als er hörte, dass im Zuge des Funkturmbaus eine Siedlungsgesellschaft gegründet wurde, bewarb er sich kurzerhand. Wenig später bekam er den Zuschlag für ein schön geschnittenes Grundstück mit geeigneter Nutzfläche. Mit viel Liebe und unter größtem Kraftaufwand bauten die Siedler an ihren Häusern mit. Im Januar 1927 war es dann soweit – die ersten Familien bezogen die Siedlung. Auch die kleine Helga, gerade einmal fünf Jahre alt, und ihr sieben Jahre älterer Bruder Heinz bezogen gemeinsam mit ihren Eltern die Doppelhaushälfte Im Hornisgrund. Noch heute erinnert sich

unsere Mutter und Großmutter an diesen Tag: „Mein Schuh blieb im Lehm stecken“ – die Straßen waren damals noch nicht asphaltiert“.

Eine gute, wenn auch arbeitsreiche Zeit begann für die junge Familie. 180 Obstbäume sowie Kartoffeln und Gemüsepflanzen mussten – wie auch zahlreiche Hühner – gepflegt und versorgt werden. 1200 qm Nutzfläche für den Bedarf der Familie. Trotz der Arbeit erinnert sich Helga gerne an ihre Kindheit in Eichkamp. Die Schule und die Freundinnen um die Ecke, Nachmittage im nahegelegenen Grunewald, Spiel und Spaß auf den damals noch sehr ruhigen Straßen der Siedlung prägen noch heute ihre Erinnerung.

Doch die unbeschwerte Zeit war 1933 vorbei: Ihr Vater war es, der sich gegen den aufkommenden Nationalsozialismus stellte. Misstrauen und Feindseligkeit wurden Familie Wieseke auch bald aus der Nachbarschaft entgegengebracht. Doch ebenso in der eigenen Familie blieb die Auseinandersetzung nicht aus – der



Helga Wieseke (vierte von links in der mittleren Reihe), 1. Klasse der Eichkamp-Schule am Ende des Lärchenwegs, die im Krieg zerstört wurde, 1927

Bruder Heinz stand der politischen Haltung seines Vaters konträr gegenüber und entschied, sich der NSDAP anzuschließen. Eine Entscheidung, über die der Sozialdemokrat Reinhold Wieseke erst hinwegkam, als der Sohn aus russischer Gefangenschaft heimkehrte. Helga verlebte ihre ersten Schuljahre in der Grundschule Eichkamp am Lärchenweg, verließ die Westendschule mit der Mittleren Reife und besuchte ab März 1937 die Höhere Handelsschule. Bald nach ihrem Abschluss bekam sie eine Anstellung bei der Organisation der gewerblichen Wirtschaft, Abteilung Papier und Pappen, Zellstoff- und Holzstoffherzeugung und war für die Buchhaltung der Firma zuständig.

In ihrer Zeit im Erzgebirge, wohin die Buchhaltung wegen der Bombenangriffe

ausgelagert wurde, kam sie zum ersten Mal mit den Lehren Rudolf Steiners in Kontakt und war von dessen Aussagen begeistert. Eine große Stütze in den Wirren des Krieges fernab von der Heimat und immer in Sorge um die Eltern in Eichkamp.

Im Frühsommer 1945 kehrte Helga in das zerstörte Berlin zurück. Nach einer langen Reise legte sie die letzten Kilometer von Tempelhof bis nach Eichkamp zu Fuß zurück. Am Fehrbelliner Platz begegnete ihr ein Freund der Familie und von ihm erfuhr sie, dass ihre Eltern überlebt hatten und das Haus Im Hornisgrund noch stand. Ein großes Glück, wenn auch das Essen knapp und die Zeiten schwer waren.

Umso wichtiger war der Garten der Familie über die Jahre des Krieges geworden und



Helga Wieseke (vierte von rechts in der oberen Reihe) in der Höheren Handelsschule

auch in der Nachkriegszeit eine nicht wegzudenkende Quelle für Obst, Gemüse und Grundlage für kleine Tauschgeschäfte.

Zurück in Berlin fand Helga Arbeit als Haushalts- und Putzhilfe bei den Besatzungskräften, die sich im englischen Sektor von Berlin niedergelassen hatten. Bald schon war ihr Englisch gut genug, um in das Büro der englischen Fahrzeugvermittlung versetzt zu werden. Zuständig für Busse und größere Autos, welche die englischen Kinder und ihre Familien durch West-Berlin brachten, genoss sie ihre Anstellung und verbrachte viel Zeit mit englischen und deutschen Kollegen. Die Liebe zu dieser Sprache blieb bestehen, und so gehört noch heute englische Literatur zu ihren liebsten Lektüren.

Im Büro lernte sie 1953 meinen Vater Gerhard Kopp kennen, mit dem sie schon

bald gemeinsam im Hornisgrund lebte. Ihre Mutter Henriette wohnte mit dem jungen Paar zusammen, da Reinhold Wieseke 1951, nach mehrfachen Schlaganfällen, ausgelöst durch die schweren Jahre und die unerträglichen politischen Zustände, starb.

Wirtschaftlich ging es in Berlin langsam bergauf, und aus dem Selbstversorgergarten wurde unter der Obhut meines Vaters ein Zier- und Gemüsegarten. Meine Mutter nahm ihre Pläne auf, sich mit der Anthroposophie zu beschäftigen, und so kam sie zur Christengemeinschaft und wir in die Waldorfschule. Da diese nicht direkt um die Ecke war, waren wir in Eichkamp immer etwas „außen vor“.

Meine Mutter pflegte sehr nette Nachbarschaft, aber intensive Kontakte

hatte sie nicht, da sie zu sehr mit ihren Lebensinteressen beschäftigt war. Einzig ein lebenslanger Bezugspunkt war die Freundschaft mit einer Nachbarin zwei Häuser weiter. Aus der ehemaligen Spielfreundin wurde eine Schulkameradin, lebenslange Freundin und später, im hohen Alter, eine Telefonfreundin. Hier werden Kindheitserinnerungen ausgetauscht, etwa an den gemeinsam geschwänzten Schultag, daran, wie die Mutter an die Wand der Doppelhaushälfte klopfte, wenn ihr beispielsweise ein Ei in der Küche beim Backen fehlte. Erinnerungen an eine gute Nachbarschaft eben.

Ja, man kann sagen, dass sie sich erst im Alter dem Eichkamper Leben öffnen konnte. Zwar verband sie auch inzwischen eine gute Freundschaft mit einer Frau aus dem Dauerwaldweg, aber auch die Initiative des Café Zikade half dabei, sich in dem Viertel auszutauschen und Nachbarn kennenzulernen. Durch Kontakt mit einer Familie vom anderen Ende Eichkamps lernte sie eine ältere Frau als Freundin kennen und schätzen. Konfessionelle Unterschiede spielten keine Rolle.

Heute ist sie gut eingebettet in das Viertel, bekommt regelmäßig Besuch von Nachbarn und Freunden, wird von guten Gedanken begleitet und nimmt immer noch intensiv am Leben von uns, ihren Kindern und Enkeln, teil. Die Generationen verband immer ein enges Band, da sie nach dem Tod meines Vaters 1990 ihr Häuschen räumte, so dass wir fortan dort wohnen konnten. Nebenan ließ sie sich ein kleines Haus anbauen.

Als ich 1991 mit meinen drei kleinen Kindern in unser altes Haus einzog, hatte ich eine große Unterstützung und Hilfe durch meine Mutter. Unzählige Stunden verbrachte sie mit ihren Enkeln und war damit auch maßgeblich an ihrer Erziehung beteiligt. Daher hat sie als Großmutter einen besonderen Stellenwert im Leben ihrer Enkel. Heute, wo sie selber Hilfe braucht, kümmern sich auch die Enkel um sie. Wie sagt die jüngste Enkeltochter: „Großmutter hat so viel für uns getan, jetzt bin ich für sie da.“

Helga Kopp ist eng mit Eichkamp verbunden und verwurzelt und ist voller Dankbarkeit für den schönen Platz auf unserer Erde, so wie wir alle in der Familie. Und im Grunde, wie wir es einmal besprochen hatten, sind wir nur die Verwalter dieses besonderen Ortes.

***Renate Dovifat, geb. Kopp,
mit ihren Kindern***





„Wir sind zufrieden,
dass wir hier wohnen.“



Wolfgang Hellwig, geb. 1938, Karin Hellwig, geb. Pohl, Jahrgang 1942

Wir haben das Beste draus gemacht

Wolfgang und Karin Hellwig wohnen seit den 60er Jahren in Eichkamp. Ihr Sohn ist längst aus dem Haus. Seit 30 Jahren leidet Wolfgang Hellwig an Multipler Sklerose. Die Krankheit hat das Leben der Familie einschneidend verändert.

Ich bin trotzdem groß geworden – Kindheit in Charlottenburg

Wolfgang Hellwig erinnert sich: „Damals in der Schillerstraße haben wir eine Luftmine direkt in unsere Wohnung reingekriegt. Der Keller war verschüttet. Sie haben unsere Klopfzeichen gehört und uns rausgeholt. Mich, meine Mutter und meinen Vater. Der war Kfz-Meister (deshalb bin ich auch Autoschlosser geworden). Er ist dann mit einem Werkstattzug – den haben sie von den Schienen gesprengt, den ganzen Zug mit allem, die ganzen Männer – da kam keiner wieder. Da hatte ich meinen Vater nicht mehr. Meine Mutter hat als Trümmerfrau gearbeitet. Und nach dem Krieg, da blieb ja nicht mehr viel, da sind wir ewig umgezogen.“

Die Nachbarn haben sehr gelitten – Neubeginn in Eichkamp

1961, im Jahr des Mauerbaus, zieht Wolfgang Hellwig mit seiner Mutter in die Eichkampstraße. „Im Oktober haben wir das Haus gekauft. Die Erben des Hauses haben gesagt, wir kommen doch nicht nach Berlin und lassen uns einmauern.“ Der Kaufpreis ist gering. „Es sah aber entsprechend aus. Wir haben dann viel in Eigenleistung gemacht. Wir sind hier angekommen, meine Kumpel und ich, und dann ging das hier los. Da war hier so ein wackliger Anbau, ist ja jetzt richtig gemauert, und oben noch die Küche drauf, die haben wir fest ausgebaut. Ja, wir haben viel gebaut. Die Nachbarn haben sehr gelitten.“

Karin Hellwig lebt seit 1965 in Eichkamp. „Ich habe ihn kennengelernt und bin dann ziemlich schnell hierhergekommen.“

Es ist ein Einschnitt ins Leben – Folgen der Krankheit

„Das war Mitte der 80er Jahre, wo es anfang. Da bin ich mit meinem Sohn



Karin und Wolfgang Hellwig in ihrem geliebten Garten

noch joggen gegangen. Dabei bin ich immer wieder hingefallen. Dann wurde das merkwürdig.“ Nach langwierigen ärztlichen Untersuchungen steht 1989 die Diagnose fest: Multiple Sklerose. Unaufhaltsam verstärken sich die Symptome wie Muskelschwäche, Lähmungen, Krämpfe und heftige Schmerzattacken. Medikamente helfen nur unzuverlässig. Das Haus muss dem Fortschreiten der Krankheit angepasst werden. „Erst haben wir oben das Bad behinderten-

gerecht gemacht, da bin ich ja noch mit Gehhilfen gegangen. Da konnte ich oben duschen und alles. Aber dann kam ich die Treppe nicht mehr hoch.“ Deshalb und wegen des inzwischen notwendigen Rollstuhls wird sein Bett nach unten ins Wohnzimmer verlegt und auch hier ein behindertengerechtes Bad eingebaut. Rampen sorgen für barrierefreien Zugang ins Haus.

Sie rennt von früh bis abends – Hilfe und Selbsthilfe zuhause

Zweimal pro Woche kommt für zwei Stunden eine Physiotherapeutin ins Haus. „Ich hab’ halt sonst keine Bewegung. Ich sitze den ganzen Tag in dem Ding hier und kann auch manchmal nicht mehr sitzen.“ Karin Hellwig nutzt diese Zeit für Einkäufe und andere Erledigungen. Rund um die Uhr umsorgt und pflegt sie ihren Mann. Die Entlastung, die ihr von der Pflegekasse zusteht, nimmt sie nicht in Anspruch. „Für was denn? Sie könnten höchstens kommen und ihm was vorlesen. Aber er sieht lieber fern. Da hat er seine Unterhaltung. Und eine Hilfe zum Saubermachen – das mache ich lieber selber.“

Noch ist sie belastbar. „Irgendwann ist sie das auch nicht mehr“, gibt Wolfgang Hellwig zu bedenken. „Dann müssen wir wirklich zur Hilfe greifen. Da haben wir gehört, so Polinnen, die wohnen dann hier und...“ Seine Frau protestiert: „Ich will doch keinen Fremden im Haus haben!“ Noch ist das nicht nötig. Karin Hellwig hat alles im Griff. Kraft schöpft sie aus ihrem Garten. Hier zieht sie Gemüse und eine bunte Blumenvielfalt. „Ich mache es gerne. Ich bin nicht so ein Mensch, der in die Stadt geht zum Bummeln und Geschäftegucken. Ich bin

lieber in meinem Garten hier. Das ist auch Abschalten. Wenn ich in den Garten gehe und buddle da rum, dann ist es ein Vergessen. Ich bin weg. Und das braucht der Mensch.“

Es ist schon eine Beeinträchtigung – Unterwegs mit Rollstuhl

Zunächst kann Wolfgang Hellwig noch selbst Auto fahren. „Ja, mit Automatik. Aber zum Schluss konnte ich vom Gas nicht mehr rüber auf die Bremse.“ Heute nutzt seine Frau den Wagen meistens allein. „Einmal in die Stadt, da bin ich ruckzuck, was soll ich denn da meinen Mann und den Rollstuhl mitnehmen. Ich will ja bloß einkaufen für uns.“ Für gemeinsame Fahrten wie Arztbesuche ist der 349er Bus mit barrierefreiem Zugang wichtig.

Und unterwegs in Eichkamp? „Es gibt viele Stufen hier“, erklärt Karin Hellwig. „Da muss er den Bürgersteig langfahren, bis er irgendwo runterfahren kann. Und viele Ecken, wo er mit dem Rollstuhl gar nicht hochkommt, wenn er alleine unterwegs ist. Ich bin ja schon immer dabei und fass’ an, dass er hochkommt.“ Und die mobile Rampe von Haus Eichkamp nützt ihm nur bedingt: „Im Regen komme ich nicht rein, dann komme ich die Rampe nicht hoch. Da fehlt mir die Lobby der Rollstuhlfahrer, der vielen. Die wohnen nun mal nicht im Eichkamp.“

Wir fühlen uns hier wohl – Zuhause in Eichkamp

„Als das mit dem Gemeinschaftshaus noch nicht so war“, erinnert sich Wolfgang Hellwig, „haben wir hin und wieder in dieser Sportlerkneipe im Maikäferpfad jemand getroffen. Früher war da öfter mal ein Alt-Berliner Abend. Da sind



Wolfgang Hellwig beim Reparieren seines Hauses

sie in Berliner Zillekostümen aufgetreten. Das war immer lustig, aber das hat sich nicht rentiert. Aber jetzt haben wir eben mehr Veranstaltungen im Haus Eichkamp. Das ist eine Anlaufstelle, um überhaupt noch jemand zu treffen. Pfingsten hatten sie einen Jazz-Brunch da. Das war schön.“ Gern sind Hellwigs bei den UHUs: „Solange wir noch irgendwie können. Und wenn nicht, ist meine Frau hingegangen und hat es gefilmt, das habe ich mir abends dann angeguckt.“

„Wir sind zufrieden, dass wir hier wohnen“, resümieren Hellwigs. „Wenn wir aus der Stadt kommen und die Brücke hier überqueren im Sommer, wenn die schöne kühle Luft hier kommt nach all der Gluthitze in der Stadt, und im Winter, dann ist hier noch alles weiß, dann sagen wir immer: Unser Eichkamp. Man fühlt sich zuhause.“

Cornelia Biermann-Gräbner

„Die Kinder sind sich einig:
Das Wichtigste ist, dass Oma
immer für sie da ist.“



Anita Patzschke, geb. Weier, Jahrgang 1946,
Marianne Patzschke-Richter, geb. 1976, Carsten Richter, geb. 1968

Der Dreigenerationenhaushalt der Familie Patzschke/Richter

Vom Bahnhof Grunewald unter der Avus durch, über die Eichkampstraße in den Dauerwaldweg und in die erste Straße rechts: der Falterweg, rechts das Studentenheim, links repräsentative Doppelhäuser, vor der kleinen Verschwenkung, ein paar Stufen führen hinauf zur Haustür: Patzschke/Richter.

Anita, die Patriarchin, wohnt im Dachgeschoss und erzählt: „Mit meiner Kleinfamilie, Ehemann und den Kindern Marianne, 8 Jahre, und Max, 5 Jahre alt, bin ich 1984 in dieses Haus gezogen. Von der Kurfürstenstraße in Tiergarten nach Eichkamp, auch zu dieser Zeit schon eine bevorzugte Wohngegend. Und wir hätten uns den Kauf des Hauses nicht leisten können, wenn nicht meine Schwiegermutter tatkräftig geholfen hätte. Nach dem Tod ihres Mannes verkaufte sie ihr Haus in Westdeutschland und zog in das Dachgeschoss, das wir ausgebaut haben. Wir wurden im Falterweg sehr freundlich aufgenommen und von unseren rechten Nachbarn beim Einzug gleich beköstigt. Der Falterweg

war schon damals etwas Besonderes in Eichkamp; es gab nachbarschaftliche Treffen mit Kaffee, Kuchen und Grillen, man hat sich gegenseitig geholfen und ausgetauscht. Und die Studenten von gegenüber wurden zu Festen eingeladen und haben ordentlich mitgefeiert.

Die Kinder hatten genug Spielkameraden, obwohl sie nicht in der Nähe zur Schule gegangen sind. Sie waren immer draußen; im Zaun zum Studentenheim war ein Tor, sodass sie auch dort gespielt haben. Dieses Tor gibt es nicht mehr und deshalb auch keinen Kontakt. Schade. Das müssen die jungen Leute mal ändern.

Als Marianne und Max dann nach dem Abitur auszogen, wurde es leerer im Haus. Allerdings haben wir oft ein Zimmer an amerikanische Austauschstudenten vermietet, die auch betreut werden wollten.

Der große Umbruch kam mit dem Tod der Schwiegermutter im Jahre 2004. Das Haus wurde umgebaut und auch der Spitzboden bewohnbar gemacht. Marianne zog



Einschulung von Max, 1986

mit Ehemann Carsten und Baby Mika wieder ein, und mein Mann zog aus, weil wir uns getrennt haben. Damit war der Dreigenerationenhaushalt wieder da; nur war ich jetzt die Oma und bin demgemäß nach oben gezogen.“

Inzwischen sind wieder dreizehn Jahre vergangen und in Nr. 15 herrscht reges Treiben. Mika hat drei Geschwister bekommen: Matti, geb. 2006, Lenja, geb. 2009, und Lou, geb. 2012. Oma Anita ist pensioniert, kann es aber nicht lassen und arbeitet noch stundenweise. Im Übrigen ist sie bei der Bewältigung des Tagesablaufs fest eingeplant, denn nach der Kinderpause von Marianne sind beide Eltern wieder berufstätig.

Marianne und Carsten:

„Wir hatten nicht geplant, in Eichkamp zu wohnen, sondern langfristig eher an einen Umzug ins Berliner Umland gedacht. 2004 mussten wir uns kurzfristig entscheiden, denn sonst wäre das Haus



verkauft worden. Und wir haben es nicht bereut. Denn Eichkamp und insbesondere der Falterweg ist für die Kinder wie ein kleines Bullerbü. Mit den Jahren sind immer mehr junge Familien mit Kindern hierhergezogen. Sie spielen in den Gärten, auf der Straße oder im Wald. So kommen auch die Eltern in Kontakt, die Familien treffen sich, und es entstehen Freundschaften. Alles liegt in der Nähe und ist mit dem Fahrrad erreichbar: Kindergärten, Schulen, Sportvereine. Und mit der S-Bahn ist man schnell in der Stadt.

Das Dreigenerationenmodell hat sich bewährt. Es gibt natürlich Reibungspunkte, wenn man so eng zusammenwohnt, zumal das Treppenhaus offen und das Haus dadurch hellhörig ist. Aber die Vorteile überwiegen: Wir werden entlastet, weil Anita die Kinder bei Bedarf holen oder bringen kann und auch mal für alle kocht. Mika würde nicht so gut Cello spielen, wenn sie nicht darauf achten



Max (rechts) mit seinen Freunden im Falterweg

würde, dass er genug übt. Und wir können ohne Babysitter abends weggehen, wenn sie da ist. Sie sieht die Enkelkinder aufwachsen, was ihr sehr wichtig ist, und lebt in einer lebendigen Gemeinschaft.

Das Zusammenleben ist wie eine Wohngemeinschaft und Anita sagt schon Bescheid, wenn sie das Gefühl hat, wir nutzen sie aus. Sie ist aber auch selbst viel unterwegs – Tanzgruppe, Eichkampchor, Eichkamper UHUs usw.; genaue Absprachen sind also erforderlich.“

Die Kinder sind sich einig: Das Wichtigste ist, dass Oma immer für sie da ist. Und dass sie mit ihren Freund/innen so viel draußen sein können: auf der Straße, im Wald, in der Kiesgrube, in der Hasenschule (eine Gruppe von Bänken, deren Aufstellung an das bekannte Buch erinnert). Und dass alle in der Nähe wohnen und die Eltern oder Oma manchmal gar nicht wissen, wo sie gerade sind. Obwohl sie das natürlich immer sagen sollen.

Eichkamp und insbesondere der Falterweg ist für die Kinder wie ein kleines Bullerbü.

Marianne und Carsten:

„Es ist toll, was der Siedlerverein Eichkamp organisiert und was im Haus Eichkamp stattfindet, wie die Filmabende, das Public Viewing beim Fußball, das Sommerfest, der Martinsumzug usw. Leider sind wir aus Zeitgründen viel zu selten dabei. Vielen anderen Familien mit Kindern und arbeitenden Eltern geht es ebenso. Dabei ist es notwendig, diese Tradition der Solidarität untereinander in Eichkamp fortzusetzen, denn das ist ein wichtiger Teil des ‚Wohlfühlens‘ im Dorf. Und noch können wir darauf aufbauen, was unsere Elterngeneration in dieser Hinsicht geschaffen hat. Unsere Nachbarn sind das beste Beispiel dafür: Neumanns engagieren sich in großartiger Weise für den Verein und in letzter Zeit insbesondere für das Haus Eichkamp. Und viele Ältere – siehe Anita – tun das auch. Das darf nicht verlorengehen.“

Ulrich Brunke



Das Werden eines „dörflichen“ Gemeinschaftslebens am Rande mitten in Berlin

Nach dem ersten Straßenfest des Siedlervereins Eichkamp im Jahr 1981 berichtete ein Eichkamper, er habe bei dem Fest einen alten Bekannten getroffen, den er seit 30 Jahren nicht mehr gesehen hatte, obwohl er nur wenige Häuser von ihm entfernt wohnte. Dieses Erlebnis zeigte, dass selbst in der vergleichsweise kleinen, geschlossenen Siedlung Eichkamp das Zusammenleben vielfach ein Nebeneinanderherleben war, vielleicht sollte man sagen, geworden war. Der Anfang der Siedlung nämlich war geprägt und getragen vom Zusammenleben, wenn auch zunächst wohl eher in kleineren oder größeren Gruppen, denn Eichkamp wurde von mehreren Genossenschaften errichtet, was sich heute noch an den Haustypen ablesen lässt.

Da die Bewohner Eichkamps, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht gerade begütert waren – auch das lässt sich trotz vielfältiger Veränderungen, An- und Aufbauten heute noch nachvollziehen –, haben sie vielfach selbst mit Hand angelegt und sich gegenseitig geholfen.

Wie alte Fotos zeigen, hat das gemeinsame Bauen doch auch Platz gelassen für gemeinsames Feiern und das nicht nur aus Anlass der Richtfeste.

Sehr schnell schon gab es einen Zusammenschluss der Eichkamper Bewohner-schaft in der 1925 gegründeten „Bürgerlichen Vereinigung“, einer Vorgängerin des heutigen Siedlervereins Eichkamp. Gab es doch genug gemeinsame Interessen und Forderungen an die Stadt Berlin, z. B. den Ausbau der Straßen, die lange noch Sandwege waren – der Maikäferpfad in seinem nordwestlichen Ende sogar noch bis in die 50er Jahre – oder die Installation der Straßenbeleuchtung. Daraus erwuchs dann das Interesse, gemeinsam zu feiern, auch davon zeugen alte Fotos, etwa von Erntedankfest-Umzügen mit von Kindern gezogenen Leiterwagen voller selbst gezogenen Obstes und Gemüses. Entsprechend der wirtschaftlichen Lage der meisten Eichkamperinnen und Eichkamper war der Nutzpflanzenanbau ein Teil der Überlebensstrategie, der nach dem Krieg



*Straßenfest 1992, ohne Helfer*innen kann kein Straßenfest gelingen*

noch einmal große Bedeutung bekam, selbst im südlichen Teil Eichkamps, der allerdings für die eher begüterten Mitglieder der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Heerstraße in den Jahren 1928/30 errichtet worden war. Der Gegensatz zwischen dem „roten Norden“ und dem „schwarzen Süden“ hat es bis in die Literatur geschafft (z. B. Nicolaus Sombart: Jugend in Berlin 1933-1943).

Diesen Gegebenheiten entsprach, dass der Siedlerverein noch lange bis in die 90er Jahre für seine Mitglieder zweimal jährlich Düngemittel-Sammelbestellungen organisierte. Irgendwann kamen auch Heizöl-Bestellungen hinzu. Ein jahrelanger Kampf des Siedlervereins galt den Auto- und Motorradrennen auf der AVUS, die durchaus auch in der Eichkamper Bewohnerschaft Befürworter fanden, aber

mehr und mehr als lästiges, nur noch provinzielles Ärgernis angesehen wurden. So wichtig dieser Kampf war, der von vielen Bewohnerinnen und Bewohnern unterstützt wurde, indem sie mit Spenden einen Prozess vor dem Verwaltungsgericht gegen den Senat ermöglichten, führte das nicht wirklich zu einem ausgeprägten Gemeinschaftsgefühl, weil er im Wesentlichen von nur einem sehr kleinen Kreis um den Vorsitzenden getragen wurde ohne aktive Einbeziehung der Mitglieder des Siedlervereins, geschweige denn der sonstigen Bewohnerinnen und Bewohner der Siedlung.

Das änderte sich mit der Ausrichtung des ersten Straßenfestes 1981 im Gemeindehaus der Evangelischen Friedensgemeinde und auf dem Maikäferpfad. Schon das

Fest selbst und dessen Vor- und Nachbereitung machte nicht nur die beiden eingangs erwähnten Eichkamper wieder zu Nachbarn, sondern begründete viele neue Bekanntschaften und langjährige Freundschaften. Die Entscheidung, entgegen der Vorstellung des seinerzeitigen Vereinsvorsitzenden statt eines Kinderfestes und eines Kaffee-Nachmittags für die Alten ein Generationen übergreifendes Straßenfest zu feiern, war richtig und wichtig auf dem Weg eines Nachbarschaftsvereins, der seinen Namen verdient.

Mit der Vorstandswahl 1982, bei der sich sehr unterschiedliche Menschen zum Teil sehr spontan für die Übernahme einer Vorstandsfunktion bereit erklärten, wendete sich das Blatt endgültig. So wie schon beim Straßenfest 1981 nicht nur jede Eichkamperin, jeder Eichkamper teilnehmen durfte und sich auch aktiv einbringen konnte, so wurden ab sofort alle Bewohner der Siedlung angesprochen und zur Mitarbeit (und selbstverständlich zur Mitgliedschaft) eingeladen. Seinen konkreten Ausdruck fand das darin, dass die von da an unregelmäßig erscheinenden „Mitteilungen für die Siedlung Eichkamp“ an alle Haushalte kostenlos verteilt wurden. Diese Tradition wird auch vom 2011 neu gewählten Vorstand mit dem inzwischen regelmäßig vier Mal im Jahr erscheinenden *infoeichkamp* weiter gepflegt.

Mit der Öffnung des Siedlervereins nahm die Zahl der Mitglieder tatsächlich wie erhofft deutlich zu – bis zum Ende der „Amtszeit“ des 1982 gewählten Vorstandsvorsitzenden hatte sich die Zahl etwa verdoppelt. Es kamen aber nicht nur neue Mitglieder, es wurden neue

Ideen eingebracht und Aktivitäten entwickelt. Um nur einige zu erwähnen: Ausflüge in die – neu gewonnene – Umgebung Berlins, Musikveranstaltungen, Kunstführungen, seit 2002 regelmäßig monatlich das *Forum Eichkamp* mit unterschiedlichsten Themen, seit inzwischen schon vielen Jahren das allwöchentliche Café Zikade, weiterhin Straßen- oder Sommerfeste, Laternenumzüge und, und, und...

Lange Zeit zu kurz kamen die Jugendlichen, auch das aber hat sich inzwischen geändert mit verschiedenen Angeboten, insbesondere Pop-Konzerten, bei denen sich die Mädchen und Jungen selbst ausprobieren und ihr Können zeigen.

All dies hat die Bewohnerinnen und Bewohner Eichkamps einander nähergebracht, hat neue Bekanntschaften entstehen lassen, und sogar Freundschaften zwischen über Neunzigjährigen, die mit dem Knüpfen neuer Freundschaften sicher zurückhaltender sind als Jüngere. Und – dies ist wohl das großartigste Ergebnis des Gefühls des Zusammenlebens – das führte dazu, dass viele Eichkamperinnen und Eichkamper es mit ihrem Engagement – großzügig unterstützt durch die Stiftung am Grunewald – schafften, das Gemeindehaus als Haus Eichkamp Kultur und Nachbarschaft zu übernehmen.

Ganz neu – und das soll hier zum Schluss erwähnt werden – ist das Hilfenetzwerk, das ohne die vielseitigen und langfristig angelegten Angebote des Siedlervereins, die die Menschen zusammenbringen und zum Mitdenken und Mitmachen anregen, kaum hätte entstehen können.



Flohmarkt im Garten vom Haus Eichkamp

Aus den Erfahrungen in der Gruppe der Eichkamper UHUs (Menschen um die Hundert) – einer lockeren Zusammenkunft von Eichkamperinnen und Eichkampern jenseits der 75 – war der Wunsch entstanden, durch ein Hilfenetzwerk das Älterwerden in unserer tollen Siedlung noch zu verbessern, die Lebensqualität vor allem der älteren und oft sehr alten Menschen zu steigern, aber auch das Miteinander der Generationen zu intensivieren. Daraus entstand die Idee des nachbarschaftlichen Hilfenetzwerkes, das wir mit Unterstützung der Kontaktstelle PflegeEngagement konzipierten.

Im Idealfall könnten sich Trios aus drei Generationen bilden: ein Mensch, der sich über Hilfe freut, ein Mensch aus der Generation um die 60 Jahre, der gern hilft, und ein noch jüngerer, vielleicht noch mit kleinen Kindern, der unterstützen möchte und sich als Ausgleich über Hilfe ganz anderer Art freut.

Natürlich sind auch helfende Jugendliche willkommen im Hilfenetzwerk. Im Juli 2017 auf einer Forumsveranstaltung vorgestellt, fanden sich innerhalb einiger Wochen 21 Duos oder sogar schon Trios. Das Hilfenetzwerk soll und wird wachsen.

Ein erster Versuch schon bald nach der Wahl des neuen Vorstandes 1982, ältere, hilfesuchende Menschen mit Jugendlichen, die gerne helfen wollten, zusammenzubringen, scheiterte noch am Misstrauen der Alten – die integrierende Kraft des Siedlervereins hatte sich noch nicht entfalten können. Das aber ist nun wohl Geschichte!

Helga und Uwe Neumann



Impressum

Herausgeber: Stiftung am Grunewald

Redaktion: Helga Neumann, Karen Hoffmann, Bernd R. Müller

Interviews: Rita Klages und Helga Neumann

Texte: Cornelia Biermann-Gräbner, Ulrich Brunke,
Renate Dovifat und ihre Kinder, Heidemarie Dreyer-Weik,
Karen Hoffmann, Rita Klages, Helga Neumann,
Uwe Neumann, Christine Roik-Bogner, Jürgen Schaffer

Transkription der Interviews: Schreibbüro „Sprich doch“,
Brigitte Große-Honebrink

Titel- und Porträtfotos: Florian Bolk

Privatfotos wurden von den Interviewten zur Verfügung gestellt

Gestaltung: Martina Lauterbach, lauterbachdesign.de

Druck: Primeline Print Berlin

Auflage: 1.000

Bestelladresse: Stiftung am Grunewald, Dauerwaldweg 6 a, 14055 Berlin,
www.stiftung-am-grunewald.de

Gefördert von: Stiftung DKLB und Paritätischer Wohlfahrtsverband, LV Berlin
Mit freundlicher Unterstützung des Siedlervereins Eichkamp e.V.

Selbstverlag

© Stiftung am Grunewald, Berlin 2018

Stiftung am Grunewald

